

Tage wie ausgeblasene Eier

Einladung, Hermann Lenz zu lesen

Südd. Zeitung 22. DEZ. 1973

Daß ein wenig mehr als Dreißigjähriger, der schriftstellerisch erfolgreich und sozusagen en vogue ist, sich für einen sechzigjährigen Autor, der weder „modern“ noch besonders erfolgreich ist, mit Sympathie und Engagement einsetzt, ist ungewöhnlich. Es widerspricht allen Diagnosen von der hoffnungslosen Kluft zwischen den Generationen. Peter Handke, ein Kärntner des Jahrgangs 1942, hat auf den Schwaben Hermann Lenz, Jahrgang 1913, nicht modisch voreingenommen reagiert, sondern offen, sensibel, zum Hinhören bereit.

Nichts vergessen . . . 1965 las ich im Auftrag des Österreichischen Rundfunks „Die Augen eines Dieners“ von Hermann Lenz. Ohne geübt zu sein, schrieb ich eine halbwegs geübte Kritik, in der, als ich sie vor kurzem wiederlas, nichts von dem vorkam, was ich damals mit dem Buch erlebt hatte; stattdessen ein Vergleich mit Knut Hamsun, der Zuschlag zu einer vertrauten Literaturart und damit der Zuschlag zur Literatur als etwas Vertrautem. Und trotzdem vergaß ich Hermann Lenz nicht; durch die Jahre erinnerte ich mich immer wieder an das Buch, weniger an die Geschichte und die Einzelheiten darin als an meinen Zustand, während ich es damals gelesen hatte: den Zustand einer wachsenden Ungestörtheit, der aber nicht von außen kam, sondern von dem Buch erst erzeugt wurde, und in dem schließlich — was mir nur bei wenig Literatur passiert ist — mich nicht einmal das Buch selber mehr störte.

Das war schon ein Grund, sich, wenn nötig, willentlich an „Die Augen eines Dieners“ zu erinnern, und notwendig war es inzwischen öfter. Manchmal erzählte ich von Hermann Lenz, doch niemand kannte ihn; nur einmal in Graz fand jemand in einem Antiquariat die Erzählung „Die Abenteurerin“ aus den fünfziger Jahren und schenkte sie mir. Ich las das Buch auf einem Flug in die USA und erinnere mich vor allem an einen Satz, der die Tage in dem ereignislosen Leben einer Frau mit aneinandergereihten ausgeblasenen Eiern verglich.

Ein anderes Mal versuchte ich mit dem Schriftsteller Heißenbüttel, der wie Lenz in Stuttgart zu Hause ist und für den inzwischen nur noch Sachbücher und „Krimis“ (Heißenbüttel) stichfest sind, über den Autor von „Die Augen eines Dieners“ zu reden, aber der Autor der „Textbücher“ lächelte nur: „Ach ja, der Hermann Lenz, ein guter Mensch . . .“

Richtig zu lesen — nicht nur als Zufallslektüre eines aus dem Zusammenhang gerissenen Buchprodukts, sondern auch mit dem Gefühl für den Verfasser und der Neugier auf ihn — begann ich Lenz erst vor ungefähr einem Jahr. Da hätte der Jakob Hegner Verlag, Köln, für den Herbst 1972 den Roman „Der Kutscher und der Wappenmaler“ von Hermann Lenz angekündigt. Bei diesem

Titel war mir, als hätte ich das Buch schon gelesen, in einem langen, begütigenden Traum. In der Kronberger Bücherstube wollte ich es kaufen, aber die Inhaberin sagte, diesmal hätte sie den Lenz nicht mehr bestellt. Diesmal? Ich erfuhr, daß bis jetzt jedes zweite Jahr ein Buch von Hermann Lenz erschienen sei, sie hätte auch immer ein Exemplar eingekauft, doch die seien alle liegengeblieben. Sie zeigte mir einige Bücher: „Verlassene Zimmer“, 1966; „Andere Tage“, 1968; „Im inneren Bezirk“, 1970; auch „Die Augen eines Dieners“ holte sie noch aus dem Hinterzimmer. „Bei dem neuen Buch habe ich mir gedacht, das hat keinen Sinn mehr“, sagte sie. Ich fühlte mich fahrlässig und ahnungslos.

Die Bücher, die sie mir zeigte, waren schön; das Satzbild klar wie die ersten Sätze. Ich bestellte „Der Kutscher und der Wappenmaler“, und nach zwei Tagen holte ich es ab. Ich begann zu lesen . . . „Von der Alleenstraße, wo er in einem Hinterhaus logierte, fuhr der Kutscher August Kandel am siebzehnten Juni, abends gegen halb acht, zum Neuen Schloß. Er horchte auf das Hufeklappern und überlegte, wer der Reisende sein könnte, der hinter ihm, die Beine übereinandergeschlagen und zurückgelehnt, eine Zigarre rauchte, als Gepäck nur eine glasperlenbestickte Tasche bei sich hatte, die längst aus der Mode gekommen war, und leise mit sich selber sprach . . .“

Es war gerade eine Jahreszeit wie auf einer Eisscholle, so bodenlos dunkel ringsherum, und manchmal hatte ich Angstzustände, daß mir beim Vorübergehen an einem leeren Zimmer die Ohren stachen, aber sobald ich „Der Kutscher und der Wappenmaler“ las, hörten die Gegenstände um mich herum auf, Vorzeichen des Furchtbaren zu sein, und standen unverrückbar in dem freundlichen elektrischen Licht, in das ich nun wieder aufschauen konnte. Ich bekam vom Lesen ein Gefühl, als ob nun endlich alle Vermissten zu Hause wären. Wenn zwischen durch die nächtliche Stille wieder mit Bedeutungen drohte, las ich einfach genauer, Wort für Wort, und die Bedeutungen vergingen; das Buch lenkte mich nicht ab von ihnen, sondern es stärkte mich gegen sie; kaum jemals hatte ich mich so geborgen gefühlt.

Ich denke an einen Satz von Claude Simon: er schreibe, um sich später zu erinnern, wie es war

mich, wie es war, als ich „Der Kutscher und der Wappenmaler“ las, und wie es gewesen ist, als ich das Buch zu Ende las: am frühen Morgen im Stockfinstern aufgewacht, fing ich nach einiger Zeit zu lesen an. Dann war es hell, und die Geschichte vom Kutscher August Kandel, für den der geheimnisvolle Wappenmaler hinter ihm in der Kutsche das andere Leben bedeutete, war aus. Eine tiefgelbe Wintermorgensonne im Zimmer; die Beschäftigung; nichts vergessen, dachte ich. „Goldammern flogen aus den Zweigen, der Abendhimmel dehnte sich, und falls er jetzt etwas von ihr gegen's Fremdheitsgefühl bekommen hätte, das er zeitweilig gespürt hatte, wenn er mit jemand sprach, dann wäre er froh gewesen.“

Jetzt endlich hätte ich gern gewußt, wer Hermann Lenz war. Am Vormittag kam mit der Post ein Buch: „Der Kutscher und der Wappenmaler“; der Autor selber schickte es mir, die Druckfehler darin — es waren recht viele, wie mir aufgefallen war — hatte er eigenhändig verbessert.

Ein paar Briefe hin und her; dann, im Frühling, besuchte ich Hermann Lenz in Stuttgart.

Von allen deutschen Städten, die ich kenne, habe ich mich nur in Stuttgart bedingungslos fehl am Platz gefühlt, und nicht einmal, als ich mit Hermann Lenz über den Killesberg ging, verging meine gesträubte Unbehaglichkeit vor dieser Stadt, während ich doch sonst in fremden Städten nur mit Leuten zusammen zu sein brauche, von denen ich nichts zu befürchten habe, und ich werde auch mit der Umgebung einverstanden. Aber in Stuttgart kam — wie Hermann Lenz das nennt — so etwas wie „Übereinstimmung“ nicht zustande. Wo wir auch gingen — es herrschte ein Villenleben, zugeschnürt und erstickt, weder Stadtwirrwarr, noch Naturaufnahmen, eine hügelige Landschaft von Vorgärten und Naherholungs-Abtritten, wo man Mütter zu ihren Kindern sagen hört: „Noch bis zu diesem Strauch dort gehst du bitte, dann trag ich dich!“, wo Leute in Trainingsanzügen auf den Trimm-Dich-Pfaden plötzlich stoppen und genau vor dem angegebenen Kniebeuge-Piktogramm ihre zehn Kniebeugen machen und weiterrennen...

Hermann Lenz erzählte, als er einmal im Wald Anemonen gepflückt habe, sei ein Herrenreiter vorbeigeritten und habe leutselig gesagt: „Ach, das gibt wohl eine Waldmeisterbowle!“

Durch die Innenstadt fuhren wir mit der Straßenbahn an den großen Kaufhäusern vorbei wie an Tunnelwänden. Dann wieder den Hügel hinauf, zurück in das Siedlungshaus an der Birkenwaldstraße, das noch der Vater von Hermann Lenz, ein Zeichenlehrer und Offizier, in den zwanziger Jahren hatte bauen lassen. „Hermann Lenz“ steht an der Gartentür: so hieß der Vater auch, und es ist noch das alte Schild.

In der Nacht im Hotel war es sehr ruhig. Ich warf eine Mark ein, und die Massagevorrichtung unter dem Bett vibrierte stumpfsinnig. Als sie sich ausschaltete, lag ich wie abgeworfen und kam mir lächerlich vor. Noch bis tief in der Nacht heulten überall in der Nacht, auch weit entfernt, die Straßenbahnen, die die Hügel hinaufführen, und in der Morgengrauenstille heulten sie schon wieder... Dieses Stuttgart! dachte ich fassungslos. Diese Straßenbahnen! Diese Villen und Straßenbahnen!

Dann fiel mir ein Bruchstück aus einem Satz ein, den die Frau von Hermann Lenz — sie stammt aus Bayern — gesagt hatte, während wir an einem Tennisplatz vorbeigingen: „Erinnern S' Ihnen...“, hatte sie gesagt und sich dann verbessert: „Erinnern Sie sich...“, und als mir das einfiel, kam doch noch so etwas wie „Übereinstimmung“ zustande.

Hermann Lenz ist im Februar 1973 sechzig Jahre alt geworden. Seine Haare sind sehr dicht und weiß, und an der Kopfhaut unten sind sie so weiß, daß man sie gar nicht einzeln sehen kann. Er ist eher klein, und breit, auch das Gesicht ist breit, das rechte Auge hat eine Muskelschwäche

einen Schluck Wein trinkt; am auffälligsten der wie aus Absicht fest verschlossene Mund, die fast gewaltsam, wie seit dem ersten Schrecken und der ersten Beschämung, zusammengezogenen Lippen: *Austernmund* nennt Lenz das selber in „Die Augen eines Dieners“; schon auf den Photos des Heranwachsenden dieser extra verschlossene Mund, den man erst auf den viel späteren Photos zum erstenmal ein wenig geöffnet sieht, als er mit seiner zukünftigen Frau zusammen ist, zu einem verzerrten, kläglichem, aber auch erleichterten Lächeln... Und eine tiefe, ruhige Stimme, wenn auch nicht in sich selber ruhend wie etwa bei sogenannten Abgeklärten und Weisen, sondern hinüberschwingend zu dem, an den sie sich richtet; die nichts ausdrücklich mitteilt und äußert, sondern einem als die gerade vernehmbar werdenden Vibrationen eines sich für sich Erinnernden vorkommt; und das teilt sich dem, der zuhört, mit als ein sanftes, musikalisches Gefühl. „Für sich sein war am wichtigsten.“ („Verlassene Zimmer“)

Wenn Lenz redet, kann man hören, wie mitten im Reden auf einmal die noch ungenauen Erinnerungen einsetzen: Die Stimme wird ganz tief und weich, dann bricht der Satz ab, und Lenz stottert nur noch vor lauter Erinnern, versinkt schließlich und sagt eine Zeitlang gar nichts mehr.

Auch in seinen Büchern sind viele unvollendete Sätze, der erste Teil von „Verlassene Zimmer“ beschreibt den Tod des Großvaters mit einem unvollendeten Satz. Lenz wird erst dann richtig lebhaft, wenn in der Versunkenheit die genauen Erinnerungen kommen: „Ha!“ sagt er da, oder: „Ha no!“ — württembergische Ausrufe —, und redet lauter und schneller vor Erinnerung. „Und weil du noch das Kleinste weißt, bist du am Leben...“ — das steht in „Andere Tage“. Nichts, was er wahrnimmt, ist nur, wie immer noch das meiste für mich, langweilig gegenwärtig, für alles gibt es eine Erinnerungsmöglichkeit: als wir durch das Feuerbachtal bei Stuttgart gingen, kam uns ein junges Paar entgegen, der Mann mit einer lila Jacke. Ich sah nur Stuttgarter Wochenendspaziergänger (siehe oben) und schaute weg; aber Hermann Lenz sagte lebhaft zu seiner Frau: „Ha, der trägt eine lila Jacke — die Biedermeierfarben kommen wieder!“

Lenz ist in Stuttgart geboren, wuchs in der Kleinstadt Künzelsau im Hohenlohischen auf, kehrte Mitte der zwanziger Jahre mit seinen Eltern und einer jüngeren Schwester nach Stuttgart zurück. Sein Großvater hatte in einem Weingärtnerdorf bei Stuttgart (mit Absicht schreibe ich „in einem Weingärtnerdorf“ statt „in einem Weingärtnerdorf“) eine Gastwirtschaft betrieben, wo auch manchmal der „Bauerndichter“ Christian Wagner aus Warmbronn einkehrte; schon im ersten Satz von „Verlassene Zimmer“ kommt er vor: „Seine Frau zog einen frischen Strumpf in die Gaslampe überm ovalen Tisch ein, wo ab und an der Dichter saß, der Bauer in Armbronn war.“ Die Großmutter besaß einen Gedichtband von ihm...

Christian Wagner; Eduard Mörike — in den letzten Büchern von Hermann Lenz sind das Ikonen, aber weltliche; man kann sich an sie halten. Ikonen; sie werden weniger zitiert; mehr beschrieben: das Bild von Mörike, der eine „Brille mit kleinen, eiförmigen Gläsern“ trägt und seinen Rock so ungeschickt zugeknöpft hat, „daß auf der Brust, dort, wo bei Goethe der Ordensstern strahlte, das Hemd herausah“, kehrt einige Male, in verschiedenen Romanen, wieder, und es wird, auch durch die Wiederholung, zu einer Beschwörung eines schlampigen Weltvertrauens gegen die mit Überordentlichkeit verkleidete Angst, die, wie Lenz sagt, „der tiefe Grund“ seiner Bücher ist. („Verkleidet“, das ist keine Metapher: der Eugen Rapp aus „Andere

Tage“ zieht sich, unter den Heidelberger Studenten in SA-Uniformen, sorgfältig und elegant an, läßt sich auch die Haare länger wachsen, spielt, gerade im Dritten Reich, vor Not den Dandy).

Überhaupt die Wiederholungen: in den Büchern von Hermann Lenz gibt es, in verschiedene Geschichten eingesetzt, oft wiederkehrende Bilder: dieselben Bilder in denselben Bedeutungen. Auch die vielen Naturbeschreibungen hören, durch die fast wörtliche Wiederholung, auf, bloße Impressionen zu sein und ordnen sich zu einem Refrain von dem jeweiligen Aufblicken aus einer Beengung, aus dem Nicht-mehr-aus-noch-ein-Wissen im Umgang mit sich selber und den anderen. „Baumkronen waren hell, und über ihnen segelte ein Bussard. Er sah die braunen Flügel mit den weißen Federn und sagte zu sich selber, nun sei es erträglich... Das Land mit seinen dunklen Wälderflecken schien sich hier zu strecken, als ob es weiterziehe, eine Vorspiegelung der Ruhe, der Verlassenheit, die jetzt ein wenig heller war...“ (Aus der Erzählung „Der Letzte“).

Oder: „Das war dann sein tröstlicher Weg: die schmalen Straßen ausgestorben und die Wohnungen fast leer; die Straßen spiegelten weiß; in einem Garten stand ein gelblühender Busch, und daß eine Dame auf einem Balkon saß, die Füße auf einen rotgepolsterten Schemel gelegt und zurückgelehnt las, das machte ihm eine fast wilde Freude, und er dachte: „Das werde ich Elise erzählen.“ („Die Augen eines Dieners“).

Deswegen war es möglich, von der Wintermorgensonne zu erzählen, die ins Zimmer schien... In „Die Augen eines Dieners“ sagt jemand beim Anblick eines Torgitters im stark scheinenden Mond: „Wenn wir so etwas nicht anschauen könnten, wär es schlecht.“

Wenige, aber beschwörend wiederholte Bilder — manchmal freilich auch in verschiedener Bedeutung, vor allem bei denselben Bildern in den Büchern vor 1964 („Die Augen eines Dieners“) und in den Büchern danach: vor 1964 mit literarischer Technik auch absichtlich zu Bildern arrangiert, mit surrealistischen Methoden aus dem Erinnerungszusammenhang abstrahiert, aus dem Erinnerungsbild ein Traumbild gemacht — danach aber, in den späten Büchern jetzt, werden diese arrangierten Traumbilder geduldig wieder aus den Arrangements befreit und, als ursprüngliche Erinnerungsbilder, zugleich beiläufiger und unliterarischer, sinnloser und zugleich sinnfälliger, geschichtlicher und zugleich gegenwärtiger.

In Hermann Lenz' erster Erzählung „Das stille Haus“ wird die eigene Biographie noch übertragen in das literarische Wien von Schnitzler und Hofmannsthal, mit dem Geräusch von Ballettschuhen auf dem Parkettboden eines Herrschaftshauses, und der in die eigene Dekadenz vernarrte Held hat für die Adligen, Diplomaten und Professoren, mit denen er umgeht, Spitznamen wie „Gorgonzola“, „Kleopatra“, „Frigidaire“. Dreißig Schreibjahre danach, in „Andere Tage“, hat der dekadente Held sich in den erfolglosen Studenten Eugen Rapp zurückverwandelt, den Sohn eines württembergischen Zeichenlehrers, und auch Eugen Rapp gibt Leuten für sich Spitznamen wie „Frigidaire“ und „Kleopatra“, aber das sind jetzt zwei Studentinnen, die eine mit „schlecht geschnittenen grauen Fingernägeln“, die „zuweilen im knisternden Cocktailkleide in die Universität ging“ — das Stillierte und Posierte in der Darstellung wird zur sachlichen Darstellung des Stilisierten und Posierten. „Eugen aber hoffte, mit der Zeit jegliches Ressentiment zugunsten eines sachlichen Humors bei sich zu tilgen...“

Auch die aus der konkreten Umwelt ausgeschnittene, wie nur geträumte Blonde aus dem Erzählungsband „Spiegelhütte“ (1962), die eine schwarze Lederjacke und Männerhosen trägt und Motorrad fährt in einer Totenstadt, erwacht in „Andere Tage“ zu einer realen weißblonden Studentin, mit der Eugen Rapp in den Ferien am Bodensee ein wenig zusammen ist: auch sie trägt Männerhosen, schiebt die Unterlippe vor, raucht, und „im Schatten lehnt ein Motorrad, ein schweres Modell“. Nur ist sie keine mythische Toten-

führerin mehr, sondern eine typische „Schmach- und-Schande-Zeit-Studentin“ in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg, die Jus studiert, über den Bodensee ans Schweizer Ufer schwimmt und deswegen für eine Spionin gehalten wird — während vor den Badekabinen ein fetter Mann sagt: „Die ist meine Bettflasche“, und seine Frau meint, und daneben eine andere Frau im Liegestuhl liegt und weint, weil Hindenburg gestorben ist. „Der Führer habe wunderbar geredet, sagte sie“...

Lenz studierte zuerst Theologie in Tübingen, dann, nachdem er dafür notwendige Prüfungen in Griechisch und Hebräisch nicht bestanden hatte, Kunstgeschichte, Archäologie und Germanistik in Heidelberg, später in München,

brachte es auch in diesen Fächern kaum zu Prüfungen. „Es kommt doch der Krieg, was soll ich noch tun?“ dachte er.

Oft war er mit dem Dichter Georg von der Vring zusammen, der in der von Le Corbusier, Mies van der Rohe und anderen geplanten Weißenhofsiedlung nahe der Birkenwaldstraße wohnte. „Geben Sie's zu, Sie schreiben doch!“ sagte von der Vring eines Tages, und so erschien 1936 in der Reihe *Blätter für Dichtung* des Heinrich Ellermann Verlags „Gedichte“ von Hermann Lenz. 1938 veröffentlichte die *Neue Rundschau*, deren Herausgeber damals Karl Kern war, die lange Erzählung „Das stille Haus“, die in Buchform überarbeitet 1947 von der Deutschen Verlagsanstalt verlegt wurde. (Es ist das einzige Buch von Lenz mit einer zweiten Auflage.)

Von der Vring, der in „Andere Tage“ „Herr Bitter“ genannt wird, war einer der wenigen, mit denen Lenz, dem vor dem Nationalsozialismus „weit bei graute“ (auch das ein Ausdruck, der sich in seinen Büchern wiederholt), noch reden konnte — obwohl sie sich über Literatur selten verständigten. „Es kann natürlich sein (sagt Eugen Rapp zu Bitter), daß Sie etwas anderes erfahren haben als zum Beispiel Stifter, und deshalb mögen Sie sein Geschriebenes nicht. Er wußte, was Herr Bitter jetzt an ihm vermühte: die Schärfe halt. Der mag's nicht, daß du ruhig bleibst, und du bist ihm nicht aggressiv geneig... Und er schrieb in sein Tagebuch, Bitter schneide ihm in seine Fühlhörner hinein; der sei bloß ein Gerichtsvollzieher.“

Der Nationalsozialismus: die vor Grausen „innerlich abgestorbenen“ Figuren bei Lenz sprechen sich in Gedanken selber mit „du“ an, und daß so oft die Natur beschworen wird (nicht beschriebens), in der allein man noch aufatmen kann, ist damals lebensnotwendig gewesen. (Wie bedenkenlos die Attitüde, Naturschilderungen pörschel als vergangene literarische Methode abtun!)

„Er sah Samenfloeken von Weiden übers blanke Wasser der Glerns fliegen, diesen Bach, der nicht weit von der Nippenburg eine Kehre machte; der weiße Flaum nistete zwischen klebrigen Blättern in den Zweiggelenken und wurde fortgeweht. Von der Nippenburg sah er die Scheuer, einen breitbrüstigen Steinbau, herabschauen. Erich deutete hinauf und sagte: „Dort drin würd' ich gern wohnen.“ Dahinter ruhte eine Schicht eisenfarbener Wolken, die rosa angeleuchtet wurden, daß sie wie Fransen eines Fells aussahen, während das Licht überm Wasser gelben Metallglanz auslegte und die dunkelgrüne Spiegelung der Blätter im Bach heller machte. Ein Rest vom Blau der Luft wurde darin lebendig, und Kandel wunderte sich, weshalb er dies genau anschaute. Früher hast du's nur flüchtig gesehen, aber jetzt... Er fragte, weshalb sie das hier — und er wischte mit der Hand über die Hügel, die sanft waren — jetzt so gerne sähen, und Erich sagte, es läge an der Zeit. „Die drängt dich sozusagen ab. Es sitzt dir irgendwas im Nacken, und du traust niemand mehr. Wenn dir die Leut' widerlich sind, meinst du, in den Blättern und im Lufthauch sei das anders. Du kannst halt nicht aufs andere verzichten, und dir

Überhaupt die Wiederholungen: in den Büchern von Hermann Lenz gibt es, in verschiedene Geschichten eingesetzt, oft wiederkehrende Bilder: dieselben Bilder in denselben Bedeutungen. Auch die vielen Naturbeschreibungen hören, durch die fast wörtliche Wiederholung, auf, bloße Impressionen zu sein und ordnen sich zu einem Refrain von dem jeweiligen Aufblicken aus einer Beengung, aus dem Nicht-mehr-aus-noch-ein-Wissen im Umgang mit sich selber und den anderen. „Baumkronen waren hell, und über ihnen segelte ein Bussard. Er sah die braunen Flügel mit den weißen Federn und sagte zu sich selber, nun sei es erträglich... Das Land mit seinen dunklen Wälderflecken schien sich hier zu strecken, als ob es weiterziehe, eine Vorspiegelung der Ruhe, der Verlassenheit, die jetzt ein wenig heller war...“ (Aus der Erzählung „Der Letzte“).

Oder: „Das war dann sein tröstlicher Weg: die schmalen Straßen ausgestorben und die Wohnungen fast leer; die Straßen spiegelten weiß; in einem Garten stand ein gelbblühender Busch, und daß eine Dame auf einem Balkon saß, die Füße auf einen rotgepolsterten Schemel gelegt und zurückgelehnt las, das machte ihm eine fast wilde Freude, und er dachte: ‚Das werde ich Eilise erzählen.‘“ („Die Augen eines Dieners“).

Deswegen war es möglich, von der Wintermorgensonne zu erzählen, die ins Zimmer schien... In „Die Augen eines Dieners“ sagt jemand beim Anblick eines Torgitters im stark scheinenden Mond: „Wenn wir so etwas nicht anschauen könnten, wär es schlecht.“

Wenige, aber beschwörend wiederholte Bilder — manchmal freilich auch in verschiedener Bedeutung, vor allem bei denselben Bildern in den Büchern vor 1964 („Die Augen eines Dieners“) und in den Büchern danach: vor 1964 mit literarischer Technik auch absichtlich zu Bildern arrangiert, mit surrealistischen Methoden aus dem Erinnerungszusammenhang abstrahiert, aus dem Erinnerungsbild ein Traumbild gemacht — danach aber, in den späteren Büchern jetzt, werden diese arrangierten Traumbilder geduldig wieder aus den Arrangements befreit und, als ursprüngliche Erinnerungsbilder, zugleich beiläufiger und unliterarischer, sinnloser und zugleich sinnfälliger, geschichtlicher und zugleich gegenwärtiger.

In Hermann Lenz' erster Erzählung „Das stille Haus“ wird die eigene Biographie noch übertragen in das literarische Wien von Schnitzler und Hofmannsthal, mit dem Geräusch von Ballettschuhen auf dem Parkettboden eines Herrschaftshauses, und der in die eigene Dekadenz vernarrte Held hat für die Adligen, Diplomaten und Professoren, mit denen er umgeht, Spitznamen wie „Gorgonzola“, „Kleopatra“, „Frigidaire“. Dreißig Schreibjahre danach, in „Andere Tage“, hat der dekadente Held sich in den erfolglosen Studenten Eugen Rapp zurückverwandelt, den Sohn eines württembergischen Zeichenlehrers, und auch Eugen Rapp gibt Leuten für sich Spitznamen wie „Frigidaire“ und „Kleopatra“, aber das sind jetzt zwei Studentinnen, die eine mit „schlecht geschnittenen grauen Fingernägeln“, die „zuweilen im knisternden Cocktaillikleide in die Universität ging“ — das Stillisierte und Posierte in der Darstellung wird zur sachlichen Darstellung des Stillisierten und Posierten. „Eugen aber hoffte, mit der Zeit jegliches Ressentiment zugunsten eines sachlichen Humors bei sich zu tilgen...“

Auch die aus der konkreten Umwelt ausgeschnittene, wie nur geträumte Blonde aus dem Erzählungsband „Spiegelhütte“ (1962), die eine schwarze Lederjacke und Männerhosen trägt und Motorrad fährt in einer Totenstadt, erwacht in „Andere Tage“ zu einer realen weißblonden Studentin, mit der Eugen Rapp in den Ferien am Bodensee ein wenig zusammen ist: auch sie trägt Männerhosen, schiebt die Unterlippe vor, raucht, und „im Schatten lehnt ein Motorrad, ein schweres Modell“. Nur ist sie keine mythische Toten-

führerin mehr, sondern eine typische „Schmach- und-Schande-Zeit-Studentin“ in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg, die Jus studiert, über den Bodensee ans Schweizer Ufer schwimmt und deswegen für eine Spionin gehalten wird — während vor den Bädekabinen ein fetter Mann sagt: „Die ist meine Bettflasche“, und seine Frau meint, und daneben eine andere Frau im Liegestuhl liegt und weint, weil Hindenburg gestorben ist. „Der Führer habe wunderbar geredet“, sagte sie...“

Lenz studierte zuerst Theologie in Tübingen, dann, nachdem er dafür notwendige Prüfungen in Griechisch und Hebräisch nicht bestanden hatte, Kunstgeschichte, Archäologie und Germanistik in Heidelberg, später in München,

trachte es auch in diesen Fächern kaum zu Prüfungen. „Es kommt doch der Krieg, was soll ich noch tun?“ dachte er.

Oft war er mit dem Dichter Georg von der Vring zusammen, der in der von Le Corbusier, Mies van der Rohe und anderen geplanten Weißenhofsiedlung nahe der Birkenwaldstraße wohnte. „Geben Sie's zu, Sie schreiben doch!“ sagte von der Vring eines Tages, und so erschienen 1938 in der Reihe Blätter für Dichtung des Heinrich Ellermann Verlags „Gedichte“ von Hermann Lenz 1938 veröffentlichte die Neue Rundschau, deren Herausgeber damals Karl Kern war, die lange Erzählung „Das stille Haus“, die in Buchform überarbeitet 1947 von der Deutschen Verlagsanstalt verlegt wurde. (Es ist das einzige Buch von Lenz mit einer zweiten Auflage.)

Von der Vring, der in „Andere Tage“ „Herr Bitter“ genannt wird, war einer der wenigen, mit denen Lenz, dem vor dem Nationalsozialismus „weit nei grauste“ (auch das ein Ausdruck, der sich in seinen Büchern wiederholt), noch reden konnte — obwohl sie sich über Literatur selten verständigten. „Es kann natürlich sein (sagt Eugen Rapp zu Bitter), daß Sie etwas anderes erfahren haben als zum Beispiel Stifter, und deshalb mögen Sie sein Geschriebenes nicht. Er wußte, was Herr Bitter jetzt an ihm vermißte: die Schärfe halt. Der mag's nicht, daß du ruhig bleibst, und du bist ihm nicht aggressiv genug... Und er schrieb in sein Tagebuch, Bitter schneide ihm in seine Fühlhörner hinein; der sei bloß ein Gerichtsvollzieher.“

Der Nationalsozialismus: die vor Grausen „innerlich abgestorbenen“ Figuren bei Lenz sprechen sich in Gedanken selber mit „du“ an, und daß so oft die Natur beschworen wird (nicht beschrieben), in der allein man noch aufatmen kann, ist damals lebensnotwendig gewesen. (Wie bedenkenlos die Attitüde, Naturschilderungen puschal als vergangene literarische Methode abzutun!)

„Er sah Samenflochten von Weiden übers blanke Wasser der Glems fliegen, diesen Bach, der nicht weit von der Nippenburg eine Kehre machte; der weiße Flaum nistete zwischen klebrigen Blättern in den Zweiggelenken und wurde fortgeweht. Von der Nippenburg sah er die Scheuer, einen breitbrüstigen Steinbau, herabschauen. Erich deutete hinauf und sagte: ‚Dort drin würd' ich gern wohnen.‘ Dahinter ruhte eine Schicht eisensarbener Wolken, die rosa angeleuchtet wurden, daß sie wie Fransen eines Fells aussahen, während das Licht überm Wasser gelben Metallglanz auslegte und die dunkelgrüne Spiegelung der Blätter im Bach heller machte. Ein Rest vom Blau der Luft wurde darin lebendig, und Kandel wunderte sich, weshalb er dies genau anschaute. Früher hast du's nur flüchtig gesehen, aber jetzt... Er fragte, weshalb sie das hier — und er wischte mit der Hand über die Hügel, die sanft waren — jetzt so gerne sähen, und Erich sagte, es läge an der Zeit. ‚Die drängt dich sozusagen ab. Es sitzt dir irgendwas im Nacken, und du traust niemand mehr. Wenn dir die Leut' widerlich sind, meinst du, in den Blättern und im Lufthauch sei das anders. Du kannst halt nicht aufs andere verzichten, und dir

kommt's vor, als sei's nur noch in Büchern da, auf Hügeln oder alten Mauern.“ („Der Kutscher und der Wappenmaler.“)

1939 fand Lenz in „Max Steinebachs Bücherparadies“, München, einige verramschte Bände von Prousts „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“, die bis 1932 noch hatten erscheinen können. Damit tröste er sich oft: daß auch Proust in seinen Büchern nichts *arrangiert* hat. Jedes Arrangement in der Literatur sei ihm zuwider, und das Unarrangierte habe er erst nach und nach von Proust gelernt.

Das Unarrangierte: keine Geschichte aus der Zeit des Nationalsozialismus — ob literarische Fiktion, Geschichtsschreibung oder Bericht — erschien mir bis jetzt so wenig im nachhinein zurechtarrangiert und so wenig von geschenktem Besserwissen verstümmelt wie „Andere Tage“. Einmal redet Eugen Rapp lange mit jemandem, der bei der SA ist, und sagt ihm alles, was er über Hitler denkt. Auf einmal legt der andere den Kopf auf die Tischkante und weint. Da tut es Eugen „scheußlich leid“, daß er ihm wegen „sei-

ner SA“ so zugesetzt hat, und er fürchtet, daß er ihm alles zerstört hat...

Den Krieg überlebte Hermann Lenz als einfacher Soldat. Nach Stuttgart zurückgekehrt, schrieb er erst einmal nur, lebte dann in den fünfziger Jahren als Sekretär des Württembergischen Schriftstellerverbands; Thomas Mann hatte zwar sein erstes Buch, aber auch vieles andere gelobt.

Lenz schrieb weiter, schreibt eine Fortsetzung von „Andere Tage“: die Geschichte des Eugen Rapp im Krieg. Die letzten Bücher wurden kaum mehr besprochen. Von „Der Kutscher und der Wappenmaler“ bekam er eine Abrechnung über dreihundert verkaufte Exemplare. „Zwei bis drei Kilo Bücher habe ich geschrieben.“ Der sechliche Humor... Ein wenig Geld verdient er sich mit Beschreibungen Stuttgarter Straßen und Bauwerke für das *Stuttgarter Leben*, einen Stadtanzeiger.

Ich fragte Lenz, ob er denn wirklich nie aggressiv sei. Ha! Als Kind nahm er einmal die Pistole seines Vaters in die Schule mit, um einen Lehrer zu erschießen. Der Lehrer prügelte sonst immer die Schüler mit einem langen, dünnen Rohrstock, aber gerade an diesem Tag war er sehr freundlich. Als Student ging Lenz an einem frühen Morgen durch die Schackstraße in München. Da kam Hitler in Begleitung langsam vorbeigefahren und starrte ihn an. Lenz schaute weg, ging dann auf die andere Seite. Er sah, daß das Auto umkehrte und ihm entgegenfuhr. Wenn er mich jetzt anspricht, dachte er, werde ich sagen: „Monsieur, je ne comprends rien du tout!“ Aber Hitler fuhr wieder nur an ihm vorbei.

Ich fragte Lenz noch, warum er sich, auch in seinen Büchern, so oft verteidige. Ohne eigentlich zu antworten, sagte er lebhaft: „Ja, das tue ich, nicht wahr?“

Ich erzählte, wenn ich sehr lange in einem seiner Bücher gelesen hätte, käme mir gegen Ende darin auf einmal alles selbstverständlich vor, unumstößlich, aber ungezwungen, völlig ruhig, aber noch mild von der überstandenen Unruhe — und da läse ich nicht mehr, sondern empfinde einfach nur Glück. „Das ist es!“ sagte Lenz überrascht und doch selbstbewußt.

Als ich vor kurzem einmal für mich allein Photos anschaute, erinnerte ich mich an eine alte Aufnahme, die ich bei Lenz gesehen hatte: sie zeigte ihn, seine Braut und seine Mutter neben einer Straßenbahnhaltestelle an der Birkenwaldstraße in Stuttgart, weit weg von allem, die Straße dazwischen, vor Laubbäumen. Lenz war in Uniform. Braut und Mutter hatten ihn begleitet: er wartete da auf die Straßenbahn, um zurück an die Front zu fahren. Ich erinnerte mich an dieses Bild, weil ich selber beim Anschauen meiner Photos immer mehr ein starkes Mitgefühl für die Photographierten und eine ganz gegenwärtige Sorge um sie bekam. Mir fiel ein, daß Lenz viel Photos zum Schreiben verwendet und daß er für seine Photos eine Lupe auf dem Schreibtisch liegen hat.

Nachdem ich fast „drei Kilo“ von ihm gelesen hatte, erzählte ich mehr Leuten von seinen Büchern. Gestern fragte mich jemand, dem ich auch davon erzählt hatte, was ich gerade täte. „Ich schreibe etwas über den Hermann Lenz.“ — „Ah, dann werde ich vielleicht doch was von ihm lesen.“ Ja, liest „Verlassene Zimmer“, „Der Kutscher und der Wappenmaler“, und das Unarrangierteste, Selbstverständlichste von allen, „Andere Tage“.

An einem Abend ging ich mit Lenz auf der Birkenwaldstraße, und er redete von den Bauspekulationen ringsum, von den Wirklichkeitsmenschen. Endlich sagte er: „Vielleicht sind für diese Leute die Projekte nur ein Ersatz für die Träume.“

... und in der Straße, welche glänzte, schaukelte ein Kind auf einem Fahrrad weiter, das in der Stille knackte.“

Blick in Zukunft
Wie viele
Literature

VON A. O. HENDEL

verf. H. H.